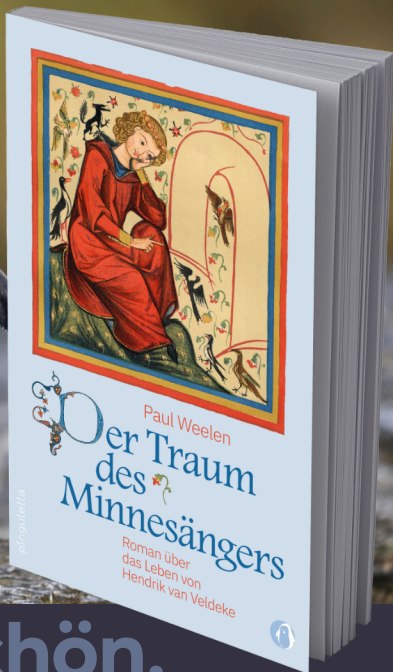


LESEPROBE



© Jeremy Richards | Shutterstock

# Traumschön.

Paul Weelen

## Der Traum des Minnesängers

Die fesselnde Geschichte des ersten populären Dichters Hendrik van Veldeke und dessen Kampf um sein Lebenswerk. Ein Muss für alle Fans atmosphärischer Mittelalter-Epen.



# Paul Weelen

(Calgary, 1959) wuchs in Kerkrade auf. Er studierte niederländische Literaturwissenschaft. Nach einer journalistischen Laufbahn wurde er Schriftsteller und Verleger. Ebenso ist er als Liedermacher bekannt. Seine Romane und Erzählungen schreibt er normalerweise im Limburger Dialekt. »Der Traum des Minnesängers« erschien als sein erster Roman in niederländischer Sprache beim TIC-Verlag und wurde als deutsche Übersetzung durch den pinguletta Verlag veröffentlicht.



Paul Weelen

**D**er Traum  
des   
Minnesängers

Roman über  
das Leben von  
Hendrik van Veldeke



ISBN 978-3-948063-73-3

ISBN E-Book 978-3-948063-74-0

Copyright © 2026 by Paul Weelen

© 2026 pinguletta® Verlag, Keltern

Ursprünglicher Titel: »De droom van de minnezanger«, Uitgeverij TIC,  
Maastricht

F01\_2026 V2026-01-07

Alle Rechte vorbehalten. Sämtliche – auch auszugsweise – Verwertungen nur mit Zustimmung des Verlags. Die Nutzung unserer Inhalte für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ist ausdrücklich verboten.

Illustration »Troubadour und Minnesänger Heinrich von Veldecke (Codex Manesse in Heidelberg)«: © Grafissimo | iStock

Cover Artwork & Layout: © Helmut Speer | pinguletta Verlag

Autorenfoto: Luiz Oliveira

Produktion: Helmut Speer | pinguletta Verlag

Deutsche Übersetzung: Michaela Marwich

Hersteller: pinguletta Verlag

Durlacher Str. 32, 75210 Keltern, Germany

Tel. +49 7236 932471

[www.pinguletta-verlag.de](http://www.pinguletta-verlag.de)

Fragen zur Produktsicherheit: [verlag@pinguletta.de](mailto:verlag@pinguletta.de)



# Einleitung

Hendrik van Veldeke ist der erste namentlich bekannte Dichter, der im heutigen Flandern, den Niederlanden und Deutschland religiöse und weltliche Verse schrieb und vortrug. Er gilt als einer der Begründer der niederländischen und deutschen Literatur. Über sein Leben sind nur wenige biografische Details bekannt.

Hendrik wurde wahrscheinlich in Spalbeek bei Hasselt geboren. Um 1170 verfasste er sein erstes Werk über den Heiligen Servatius in Maastricht, unterstützt durch Hessel, den Küster und Bibliothekar des St.-Servatius-Stifts. Hendrik war anwesend bei der Hochzeit von Margarethe von Kleve und Ludwig von Thüringen und trat auch in Mainz vor Friedrich Barbarossa auf, als dieser seine beiden Söhne zum Ritter schlug. In Freyburg an der Unstrut vollendete er seine Bearbeitung von Vergils *Aeneis*, die *Eneide*.

Er muss für damalige Verhältnisse eine beachtliche Ausbildung genossen haben und in solchem Ansehen gestanden haben, dass er den ehrenvollen Auftrag erhielt, das Werk über den Heiligen Servatius zu verfassen. Das deutet darauf hin, dass er 1170 bereits ein respektables Alter erreicht haben muss. Über das Datum oder den Ort seines Todes ist nichts bekannt, doch wahrscheinlich starb er vor 1206. Denn damals fand auf der Wartburg – der

Legende nach – das große Sängertreffen statt, bei dem Veldeke nicht anwesend war.

Friedrich Barbarossa lebte von 1122 bis 1190. Er war König und später Kaiser eines gewaltigen Reiches, das sich von Dänemark bis nach Italien erstreckte. Wegen seines roten Bartes erhielt er den Beinamen *Barbarossa*. Er sah sich als den Karl den Großen seiner Zeit und sorgte sogar für die Heiligsprechung seines Vorbilds – wofür er allerdings selbst einen Papst einsetzen musste. Schließlich ließ er sich doch dazu überreden, am Dritten Kreuzzug teilzunehmen, und starb in der heutigen Türkei beim Baden im Fluss Saleph.

Hendrik VI., Sohn Friedrich Barbarossas, wurde 1165 in Nimwegen geboren. Bereits als Vierjähriger wurde er von seinem Vater zum König gekrönt. Er verfasste selbst Minnelieder. Veldeke war bei dessen Schwertleite in Mainz im Jahr 1184 anwesend. Wie sein Vater versuchte er, den Kaiser- und Königstitel für seine Nachkommen zu bewahren, was ihm jedoch aufgrund seines frühen Todes nicht gelang. Er heiratete Konstanze von Sizilien und starb 1197 an den Folgen einer eigentlich harmlosen Verletzung.

Tricht ist die alte Bezeichnung des heutigen Maastricht. Der Ort entstand an einer Furt in der Maas und erhielt seine Bedeutung durch die Präsenz zweier Stiftskirchen. Die Kanoniker der Servaaskirche unterstützten Veldeke bei der

Erstellung seiner Bearbeitung/Übersetzung der Servaas-Legenden nach französischem und lateinischem Vorbild.

Im 12. Jahrhundert unterstand Tricht der Herrschaft des Fürstbischofs von Lüttich. Die guten Verbindungen zu weltlichen Herrschern ermöglichten der Stadt, einen etwas eigenständigeren Kurs zu verfolgen.

Loon war eine kleine Grafschaft, die zwischen 1020 und 1220 als unabhängiger Staat bestand. Ihr Gebiet erstreckte sich grob über das heutige belgische Limburg und Teile des niederländischen Limburgs. Die Grafen versuchten, ihr Herrschaftsgebiet gegen den Fürstbischof von Lüttich und den Herzog von Brabant zu verteidigen – ein Kampf, den sie schließlich verloren.

Agnes von Loon, die Ehefrau von Graf Ludwig von Loon, gab Hendrik von Veldeke den Auftrag, das Leben des heiligen Servatius in der Volkssprache zu verfassen. Sie starb im Jahr 1171.

Kleve war eine kleine Grafschaft, die sich zwischen Maas und Rhein rund um den Ort Kleve erstreckte. Graf Dietrich war ein einflussreicher Mann mit guten Verbindungen, und es gelang ihm, seine Tochter mit Ludwig von Thüringen zu verheiraten. Unmittelbar nach der Hochzeit im Jahr 1172 brachte Ludwigs Bruder das noch unvollendete Manuskript der *Eneide* mit nach Thüringen, wo Veldeke es neun Jahre später zurückerhielt und fertigstellen konnte.

Thüringen war eine bedeutende Grafschaft an den Grenzen des Deutschen Reiches. Der Graf hatte das Recht, bei der Wahl des deutschen Königs mitzustimmen. Die Grafen von Thüringen und späteren Herzöge waren außerordentlich reich und ließen zahlreiche Burgen, Kirchen und Klöster erbauen.

# Kapitel 1



*Das Herz, in dem der Kummer wohnt,  
das lebt in Qual.*

## Der letzte Tag

Hohe Grashalme zu beiden Seiten, ein vereinzelter Löwenzahn, die Spitze einer weit entfernten Eiche, der blaue Himmel, nur hier und da weiß getupft von einer flüchtigen Wolke und einem raschen, frühen Schwalbenflug.

Eine leichte Brise und ein sanftes Rascheln, der Schrei einer Krähe, Kinderstimmen, die gelegentlich aufklingen, das Bellen eines großen Hundes.

Der schwere Duft reifen Grases, vermischt mit einer Spur Brennnessel, eine einsame Distel, die Nähe von Schafen und ihren Hinterlassenschaften, die satte Erde darunter.

Die Säure eines Halms in meinem Mund, die scharfen Fasern des Stängels, die klebrige Weiße seines Marks.

Die Weichheit dieses Sommerlagers, der harte Lehm darunter, der Maulwurfshügel. Ich bin mir meiner unmittelbaren Umgebung bewusst, sauge sie in mich auf, atme sie aus. Ich fühle mich im siebten Himmel.

Ich stehe auf, laufe durch die leicht hügelige Landschaft und sehe am Horizont einige schlichte Häuser neben der immer noch stolz aufragenden Mühle. Das Schaufelrad steht still, es wird nicht gemahlen. Das Wasser steht wahrscheinlich nicht hoch genug.

Das Gras biegt sich willig unter meinen leichten Schritten, meine Trittspur ist leicht zu verfolgen und vergeht schnell wieder. Ich komme an der Eiche vorbei. Unter ihrem Schatten spüre ich die Aufregung eines Kindes, das gleich ein großes Geschenk empfangen wird. Ich bleibe stehen und betrachte das Idyll vor mir. Dort bin ich geboren, dort lebte meine Familie: mein kräftiger Vater, meine zarte Mutter, mein stolzer Bruder und meine bescheidene Schwester. Das letzte Sonnenlicht des Tages überzieht das Ganze mit einer angenehmen Wärme.

Ich folge dem Karrenweg in Richtung der Häuser und beschleunige meinen Schritt. Plötzlich fühlen sich meine Tritte an wie schwere Schläge – doch es ist mein Herz, das in meinem Kopf hämmert. Ich versuche zu rufen, doch kein Wort will über meine Lippen kommen. Ich lasse allen Ballast fallen – meinen Mantel, den Reisesack, meinen Stock – und doch werde ich langsamer.

Kinder rennen auf mich zu, zerren an mir, lächeln mich erst an, dann lachen sie mich aus und schreien Worte, deren Sinn ich kaum erfassen kann. Eine Ratsche wird gedreht, der Lärm überwältigt mich, zehrt an meinen Kräften, saugt die letzte Energie aus mir.

Auf der Schwelle der Mühle breche ich zusammen, ringe nach Luft, Panik in meinen Augen. Dann tritt eine junge Frau in mein Blickfeld. Ist das meine Margarethe? Sie trägt ein verblasstes Kopftuch und eine Arbeitsschürze. Sie rührt in einer Holzschüssel. Erst blickt sie besorgt, dann lächelt sie. Sie stellt die Schüssel ab und beugt sich zu mir herab. Ihre warme Hand legt sich auf meine Stirn, sie beruhigt mich.

Was ist das? Was geschieht hier?

Zu oft hat dieser Traum mich aufgeweckt. Das wird mir klar, als ich schweißgebadet hochschrecke. Wütend taste ich mich im Dunkeln zum Eimer in der Zimmerecke und schlage mir heftig Wasser ins Gesicht. Tief atmend versuche ich, die Erinnerung an diese alten Bilder zu vertreiben. *Nichts davon ist übrig, vergiss es.* Es ist zu lange her, dass ich mein Elternhaus betreten habe – natürlich kennen sie mich dort nicht mehr. Die Kinder am allerwenigsten. Diese Frau ist meine Mutter, so wie ich sie stets in meiner Erinnerung bewahrt habe: arbeitend, besorgt, liebevoll.

Plötzlich drehe ich mich um und gehe über die rauen, kalten Fliesen zurück zu meiner Pritsche. Fast stoße ich gegen den Nachtopf und falle halb benommen auf mein Strohbett. Ich erkenne das Rascheln aus meinem Traum wieder, doch der Geruch ist anders, der Geschmack ist anders. Und in der Dunkelheit dieses feuchten Burgzimmers sehe ich keine Farbe, die mit denen aus dem Traumbild übereinstimmt.

Mein Haus war aus Holz, diese Burg ist ganz aus Stein. Damals spürte ich Wärme, jetzt ist alles kalt. Dort war ich mit anderen zusammen, hier bin ich auf mich allein gestellt. Diese wiederholten Warnungen muss ich ernst nehmen – ich muss etwas tun, damit die Bilder für immer verschwinden. Ich brauche meinen Schlaf. Andererseits: Sie sind das Einzige, was mir von damals geblieben ist. Es gibt nichts anderes mehr. Die Zeit heilt nicht nur alle Wunden, sie frisst vor allem alles auf, trägt es fort in eine dunkle Höhle, um es für immer verschwinden zu lassen. Von einem Menschen bleibt nichts auf dieser Erde zurück. Kein Lied von einst erklingt noch, keine Liebe von damals hat überlebt, kein Mensch widersteht dem Hunger der Zeit.

Bevor ich mich in endlosem Selbstmitleid und uferlosen Gedankenspielen verliere, erklingt das Glöckchen zur Mette. Ich falte demütig die Hände und bitte in einem innigen Gebet um Vergebung für meine Eitelkeit und meine verborgenen Sehnsüchte – und hoffe, dass alle alten Gewissheiten sich auch im Jenseits als wahr erweisen.

Und ehe ich mich's versehe, hat mich der Schlaf wieder gepackt, und der Traum verschwindet in lautem Schnarchen. Halb erwache ich mit einem Lied. Eine Frauenstimme summt leise die Melodie einer alten französischen Weise. Ich erkenne sie sofort. Bevor ich mich's versehe, schießen mir die Worte in den Sinn. Ach ja, es ist wahr – sie sind bereits niedergeschrieben. Mein erster Impuls, aufzuspringen und die Feder in Tinte zu tauchen, weckt mich vollends, doch ich bleibe noch einen Moment liegen.

Die Stimme gehörte Ragin, der kräftigen Magd, die jeden Morgen aus dem Dorf den steilen Berg hinaufsteigt, um hier Ordnung zu schaffen. Sie füllt meinen Wasservorrat auf, holt etwas zu essen aus der Küche und bemäntelt mein Chaos ein wenig. Sie hat gelernt, meinen Arbeitstisch zu meiden. Die kostbaren Pergamente, die teuren Tinten und die Dutzende von Federn flößen ihr Angst ein. Zu Recht – mit einer unbedachten Bewegung, einem ungeschickten Fehler könnte sie großen Schaden anrichten. Nach einem kurzen Besuch in meinem Gemach, bei dem nur ihre Stimme zu hören ist, macht sie sich leise davon. Anderen Burgbewohnern und Dienern des Grafen widerfährt dasselbe Morgenritual.

Mein alter Leib sträubt sich gegen das Aufstehen. Meine knöchernen Arme und Beine haben immer mehr von der Kraft aus meinen jüngeren Jahren verloren. Es fehlt das Fett, das mich warmhielt, und so verberge ich mich bis zum Kinn unter den Decken. Selbst das Verlangen nach einem anderen warmen Wesen in meinem Lager ist mit der Zeit verflogen. Es hätte alles geschehen können – wie so vieles, was sich in meinem Kopf abspielt und den Menschen von ungeheurer Bedeutung scheint oder wenigstens gut genug für ein paar Stunden Zerstreung wäre.

Ich habe Angst. Jawohl. So sehr ich Frauen schätze, so sehr ich ihre Gesellschaft genieße – sie haben nie mein volles Vertrauen besessen. Oder besser gesagt: nicht mehr. Sie haben mir etwas angetan, und die Wunden sind nie richtig verheilt. Ich arbeite täglich an ihrer Heilung – mit

jedem Buchstaben, den ich auf das glatte Pergament kratze, mit jeder Zeile, die ich meinem Gedicht hinzufüge.

Vom Innenhof dringen Geräusche herauf. Das Klappern von Pferdehufen, der schwere Ochsenkarren der Kuhhirten, das Rattern des Brunnenzugs, gackernde Hühner, die zur Seite springen. Alles ist wie immer – und doch hat sich alles verändert.

Ich bin alt, das steht fest, und das verstärkt meine Angst. Die Angst, es nicht vollenden zu können, obwohl es doch noch alles in meinem Kopf ist. Die Angst, es zu verlieren: mein Gedächtnis, die Gabe, das Manuskript, die Gunst meines Gönners. Die Angst, mein Dasein sinnlos, flüchtig und unbedeutend verstreichen zu lassen. Und die Angst, so eitel zu werden, dass Gott mir nicht verzeihen wird.

Endlich stehe ich auf, werfe die Decken von mir und trete in den frischen Morgen hinaus. Es schlägt eher die dritte Stunde als die zweite. Schnell ziehe ich meine Kleider an. Zwar lässt der Winter noch auf sich warten und ich habe glücklicherweise noch einige Reservegewänder, doch in dieser ungeheizten Burgnische ist es immer noch kalt. Lieber ziehe ich zu viel an als zu wenig. Ich bin froh, dass ich meine Hände in fingerlose Wollhandschuhe hüllen kann – meine Finger würden sonst die Feder nicht mehr mit der nötigen Kraft halten und in den gewünschten Schwüngen führen können.

Den meisten Gebrechen anderer Schreiber in fremden Häusern bin ich entgangen. Sie haben schlechte Augen,

schmerzende Hände und steife Rücken, sodass sie ihrer Arbeit kaum noch nachgehen können. Ich habe es bei Gregorius gesehen, der am Ende seines Schaffens so verbittert über seine schwindenden Kräfte war, dass er unsere Hilfe für ihn nur mit Schroffheit belohnte.

Die Sonne lässt noch auf sich warten. Es dauert lange, bis sie diesen vergessenen Winkel des gewaltigen Bauwerks erreicht, und selbst dann währt ihre Wärme nur kurz. Der große Turm versperrt ihr den Weg – oder vielmehr mir. Dann stehe ich gern am windigen Fenster und lasse ihre Strahlen auf mich herabfallen. Es ist ein Moment, den ich Tag für Tag in mich aufnehme, wenn sich die Gelegenheit bietet.

Doch heute nicht. Der Landgraf hat seinen Besuch angekündigt, und ich werde bei seinem Empfang erwartet. Zwar würde ich es nicht mehr wagen, laut ein Begrüßungslied anzustimmen, doch darf ich immerhin die Saiten der Harfe zupfen und so Bodo begleiten. Glücklicherweise mehr, um den Ton anzugeben, als um zu spielen, denn auch das können meine alten Finger kaum noch.

Ich gehe den Gang zur Kapelle hinauf. Die wenigen Dienstmägde, denen ich begegne, grüßen hastig mit gesenktem Kopf. Sie haben noch so viel zu tun. Schon von Weitem kündigt sich geschäftiges Frauengetuschel an. Wenn Fräulein Margaretha und ihre Damen sich durch das Rascheln ihrer feinsten Antwerpener Leinen bemerkbar machen, halte ich inne und verneige mich rechtzeitig ehrerbietig. Als sie vorbeigehen, reagiert sie nicht. Ich rieche

ihre fremde Weiblichkeit, die unerreichbare Wärme einer anderen, die manchmal mit meinen Gedanken in Einklang steht. Doch heute scheint sie weiter von mir entfernt denn je. Die Damen, die ihr nachplappern, werfen mir flüchtige, fast verächtliche Blicke zu.

Meine Margarethe ist nur noch eine Erinnerung – ein Duft in der Luft, der langsam verfliegt.

Durch eine zugige Öffnung im großen Gang sehe ich, dass der Morgengottesdienst längst begonnen hat. Sogar einige Diener stehen draußen, die Mützen in der Hand. Ich beschleunige meine Schritte und geselle mich zu den letzten Betern. Glücklicherweise weichen die meisten einen Schritt zur Seite, sodass ich in die Kapelle gelangen kann. Ihre Blicke verraten, dass sie Vater Ebers Gottesdienst so schnell wie möglich verlassen möchten. Jeder will an die Arbeit. Die Ankunft des Herrn versetzt viele in Panik und spornt zu äußerstem Eifer an. Dennoch wagt niemand, vorzeitig zu gehen.

Ich lehne mich an die Mittelsäule der Kapelle und höre aus dem Obergeschoss, dass auch Margaretha schnell noch die letzten Augenblicke des Gottesdienstes miterleben will. Durch die dunklen Bleiglasfenster fallen dennoch die ersten Sonnenstrahlen ein und lassen den Staub so farbenprächtig wirbeln. Sie beleuchten das Bildnis Marias, der Heiligen, die mir so teuer geworden ist. Nicht nur hat sie mich seit meiner frühesten Jugend durchs Leben begleitet – ich habe sie auch wohl tausendmal gebeten, mir meine Werke wiederzubeschaffen. Warum ich letztlich so viel

Gnade fand, dass ich die Manuskripte wieder in Händen hielt, weiß ich nicht, aber sie hat mir geholfen, und ich werde ihr ewig dankbar bleiben. Die Frauen in meinem Leben haben mich in ihrem Bann gehalten, und sie werden mir wohl nie ganz ihre Geheimnisse offenbaren.

An diesem Ort verdichtet sich alles: Die eine weltliche Frau, deren eiskalte Blicke die unstillbare Sehnsucht nach jener anderen Margarethe nur noch schüren, und die andere, so greifbar und zerbrechlich, die jedes Verlangen im Keim erstickt und nur eine kleine weinende Dichterseele zurücklässt.

Mit dem letzten gemurmelten Gebet und dem Segen aus der Hand des alten Priesters in seinem weißen Gewand schlurften wir Schritt für Schritt zum Ausgang. Einige sprechen noch ein Dankgebet vor dem Marienbild und knien kurz nieder. Ich tauche meine Finger in das Weihwasser und schlage ein Kreuz. Wieder ein Tag begonnen, ohne das Gefühl, ihn verdient zu haben.

Zurück in meiner Kammer nehme ich ein paar Bissen des harten Brotes, das ich in Wasser tauche, und esse dazu ein wenig Käse für den Geschmack. Ragin hat es zweifellos geschafft, sich etwas von dem großen Laib zu ergattern, der in der Essstube auf dem langen Tisch steht und von Heiltrud, der Köchin, wie von einer Wölfin mit Jungen bewacht wird.

Ich setze mich an meinen Schreibtisch und mustere die Dämonen, die mich schon gestern heimsuchten – und die heute erneut über mich kommen werden: große leere Blätter,

die ich mit Verszeilen füllen muss. Ich habe so lange allen gegenüber behauptet, dass ich es fertigstellen kann, dass alle Verse in meinem Gedächtnis eingepägt sind und ich sie nur noch aufzuschreiben brauche, dass sie mir schließlich die Chance gaben. Schreibmaterial, Zeit und Ort, die ich sagte zu benötigen, verschafften sie mir. Eine ganze Zeit lang haben sie mich jeden Abend in der großen Halle erwartungsvoll angesehen und gehofft, ich würde das erlösende Wort sprechen können. Monat für Monat musste ich sie enttäuschen und, schlimmer noch, ich wollte sie auch enttäuschen. Ich wollte mich rächen. Jede Entschuldigung, die mir einfiel, nutzte ich, wie belanglos auch immer sie war.

Ich wollte diesen Herren vorhalten, dass sie mich auf hinterlistige und fast beiläufige Weise von meiner Arbeit getrennt und mich vom Schriftsteller zum Sänger degradiert hatten. Ich war jahrelang nur ein Diener, der auf Kommando seine Kunststücke vorführen musste. Sie haben mich schließlich auf undurchsichtigen und unvorhergesehenen Wegen zu meinen Manuskripten zurückgeführt. Zu lange hatte ich auf die Rückkehr meiner Helden und Heldinnen gewartet, auf die Bilder aus der fernen Vergangenheit. Dieser Aufschub war nur eine milde Form der Rache. Mein schlimmster Groll war vorbei, die Liebe zu meinen Versen größer.

Ich arbeitete sehr wohl daran. Tag für Tag, solange das Licht gut war, beugte ich mich über die Schriften von Vorgängern, Vorbildern und Gleichgesinnten, um mein

eigenes Werk bereichern und noch einige eigene Verszeilen schreiben zu können. Die Geschichte saß zwar in meinem Kopf – ich hatte die hohen Herren abends lang mit vielen spannenden, lieblichen, süßen und weniger schönen Episoden aus dem Leben des Aeneas und seines Gefolges unterhalten können –, doch die Worte wollten auf den Pergamentblättern nicht so fließen wie früher. Nicht nur meine Finger wurden zu schnell kalt, um das Schreiben zu ermöglichen, mein Geist geriet zu schnell in Verwirrung.

Ich kannte die Geschichte jedes Einzelnen, wusste, welchen Platz sie im Ganzen einnehmen sollten, aber es war so lange her, dass ich tatsächlich an ihrer Geschichte hatte arbeiten können, dass ich selbst den Faden ziemlich verloren hatte und mein eigenes Werk studieren musste wie das der anderen. Mein Werk durfte keine unnötigen Nachlässigkeiten enthalten.

Mit wem konnte ich darüber reden? Alle beneideten mich, unterstützten mich aus Angst, respektierten mich aus Respekt vor dem Landgrafen, bewunderten mich vielleicht wegen meiner Geschichten beim Abendessen, aber sie saßen auch still da und warteten auf den Moment der Schwäche, in dem ich zugeben musste, dass ich die Arbeit nicht beenden konnte, die Ideen verloren hatte, die Figuren nicht mehr beherrschte, meine Vorstellungskraft am Ende war. Sie warteten auf den kleinen Triumph, den meine Demütigung ihnen für eine kurze Weile schenken konnte. Ich arbeitete weiter.

Allmählich verblassten die Neugier und die Spannung. Man nahm mich in das tägliche Leben dieser großen Burg auf. Man gab mir einen festen, aber untergeordneten Platz. Die Gunst des Landgrafen war zwar noch da, aber er war zu oft abwesend, um ernsthaftes Gewicht in die Waagschale legen zu können. Meine Geschichten wurden parodiert, wenn Vater Eber oder die Gräfin ihnen den Rücken gekehrt hatten, und im allgemeinen Gelächter heruntergemacht. Nur wenige verschonten mich mit ihrem Spott und ihrer Missbilligung. Ich wagte nicht einmal mehr, das Jahr zu nennen, in dem ich das Werk vollenden würde.

Ohne dieses Werk habe ich überhaupt keine Funktion mehr, darf ich nur Bodo lehren, meine Lieder zu singen, und darf gelegentlich die Harfe spielen, um mich selbst beim Erzählen einer wundersamen Geschichte zu begleiten. Das ist nicht genug für mich.

Ich bin Meister Hendrik, habe über das Leben von Heiligen und Helden Gedichte geschrieben, höfische Lieder auf Festen der Mächtigsten vorgetragen. Ich habe die halbe Welt bereist, viele Wunder gesehen, Umgang mit den großen Geistern dieser Zeit gehabt. Ich habe Lorbeeren empfangen, Titel gewonnen, Geschenke erhalten und Bewunderung geerntet in allen Fürstenhäusern von Eisenach bis Tricht. Ich will nicht in einer Ecke dieses abgelegenen Winkels verkümmern, mit nichts als dem Spott der Dorfbewohner, der Freundschaft des Kaplans, der Ehrerbietung der Dienstmagd und der Bewunderung des Dorfsängers. Es

ist mir zu wenig nach solch einem Leben im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Möge Gott mir meinen Hochmut vergeben.

Also schreibe ich weiter. Ich mache aus meinem letzten Werk mein Hauptwerk und halte alle an der langen Leine. Ich verlange mehr Material und mauere Turm um Turm meines höfischen Montalbane. Ich bitte um mehr Zeit und baue meine Burg für meinen Aeneas, meine Dido, meinen Turnus und meine Lavinia. Ich lasse sie Dinge tun, von denen die meisten hier nur träumen können. Ich zeige ihnen Dinge, die sich diese Unwissenden kaum vorstellen können. Tag für Tag, Abend für Abend liefere ich ein kleines Stück meiner Größe im Tausch gegen Aufmerksamkeit, Essen und Kleidung – und nähre so meine kleine Hoffnung auf eine Verlängerung meines Aufenthalts auf dieser Erde.

Das Ende ist so nah und der Anfang so fern, und doch scheinen die Bilder von einst so viel stärker als die Eindrücke der Gegenwart. Nicht umsonst träume ich so oft von Veldeke, dem Ort meiner allzu kurzen Jugend, von meiner Mutter, meinem Vater. Diese Träume sind so greifbar, dass sie wie ein Krug auf den Fliesen zerbrechen könnten.

Genug gezögert – wieder liegt ein neues Pergamentblatt vor mir. Unbeschrieben, fast ohne Falte. Ich spitze die Feder, tauche sie ins Tintenfass und beginne mit kunstvollen Linien und Schnörkeln den Buchstaben  $\mathcal{L}$  auszufüllen, den Anfangsbuchstaben eines neuen Kapitels. Ach, König Priamus, wann lernst du endlich, weibliche Schönheit zu verehren, und wann legst du deine barbarischen

Manieren ab? Und das ist nur ein Mann auf dem Papier – die wahren Herrscher sind noch zehnmal schlimmer und hundertmal weiter von jeglicher Besserung entfernt.

Friedrich der Rote ritt hoch zu Ross in Tricht ein. Prächtig geschmückt mit Federn, einer glänzenden Rüstung, goldenen Emblemen. Banner, dröhnende Hörner, kraftvolle Streitrösser in voller Ausrüstung. Vor ihm Dutzende Ritter, hinter ihm viel Fußvolk. Er war gekommen, um Eindruck zu machen. Die Stadt stand nicht nur unter seiner Herrschaft – nein, er hatte das volle Recht, sie sein Eigentum zu nennen, mit ihr zu tun, was ihm beliebte. War er nicht König von uns allen? War er nicht Kaiser des ganzen Reiches? War er nicht der Verteidiger unseres Glaubens?

Zum Glück wollte er geben, was die Domherren von ihm verlangten. Und das war nicht viel anders, als was alle von ihm wollten: Sein Respekt und seine Gunst würden Macht und Geld nach Tricht fließen lassen – und daran hatte er selbst wiederum Interesse.

Und zum Glück war die Rivalität zwischen den Domkapiteln der Liebfrauenkirche und der St.-Servatius-Kirche diesmal einmal von untergeordneter Bedeutung. Es gab Zusammenarbeit auf allen Ebenen. Nur mein Auftritt konnte in diesem Rahmen noch einen kleinen Sieg für unseren St. Servatius bedeuten.

Ich war gut vorbereitet. Die Ankunft des Kaisers war lange im Voraus angekündigt worden, und so hatte ich wochenlang unter den wachsamen Augen und dem kritischen

Ohr meines strengen Lehrmeisters Hessel üben können. Meine Aussprache war perfekt, mein Vortrag ausgereift, mein Text auf den Anlass zugeschnitten.

Doch eines hatten wir nicht bedacht: die Zerbrechlichkeit meiner eigenen Person. Überwältigt von der Machtdemonstration, hatte ich mich in mein Schneckenhaus zurückgezogen und wollte für kein Lob und keine Belohnung vor dieser erhabenen Erscheinung auftreten. Doch die Dombrüder hatten zu viel in die Schriften investiert, um Rücksicht auf mein Gefühl zu nehmen. Ich musste – und so würde ich es tun. Mit zitternden Knien und dem Gefühl eines erdrückend schweren Steins auf der Brust.

Beim Betreten des Refektoriums der Liebfrauenabtei erhielt ich von so vielen Brüdern und Schwestern Schulterklopfen, zustimmendes Kopfnicken, und ich las so viele hochgespannte Erwartungen in ihren sonst so bescheidenen Gesichtern, dass ich meine Nerven bezwingen konnte und immer entschlossener Schritte wagte. Ich blieb vor der reich gedeckten Tafel stehen. Zwischen den vielen Dienern und verschiedenen imposanten Gestalten in Soldatenrüstungen, hinter Bergen von Geflügel, Brot und Obst, konnte ich die rothaarige Figur ausmachen. Er schien sich vor allem für die Herkunft der Speisen zu interessieren.

Als ich nach langem Drängen und zahlreichen Empfehlungen des Abtes endlich ein paar Verse aus meiner Beschreibung des Lebens des heiligen Servatius vortragen

durfte, kaute Friedrich unablässig auf einem Fasanenflügel herum. Er ließ das Fett in seinen struppigen Bart tropfen und warf mir nur gelegentlich verstohlene Blicke zu. Manchmal murmelte er etwas Unverständliches – vielleicht hatte er auch Schwierigkeiten mit meiner Sprache –, manchmal deutete er mit einer ungeduldigen Geste an, ich solle zur nächsten Episode übergehen, doch viel Durchhaltevermögen brachte er dennoch nicht auf.

»Alles ganz nett«, fuhr er nach einer Weile mit einer tiefen, eindrucksvollen Stimme dazwischen, die hart und unnachgiebig durch den großen Raum hallte. Niemand sonst wagte, einen Laut von sich zu geben. »Dass sich die Brüder mit dem Heiligenleben unseres Kirchengründers befassen wollen, ist ihr gutes Recht, nein, ihre Pflicht.« Er ließ die abgenagten Knochen achtlos auf den Tisch fallen und fixierte mich plötzlich mit eisigem Blick. »Dass ein Mann Eures Kalibers und Standes diese Erzählungen den Pilgern vortragen will, das mag er selbst entscheiden. Doch versucht nicht, mir Geschichten über geistesgestörte, von Hunger und Krankheit geplagte Verkünder des Wortes aus längst vergangenen Zeiten als Unterhaltung an einem Abend wie diesem aufzutischen. Mein Sohn, der König, hat in seinen Liedern bereits mehr Vorstellungskraft bewiesen, als Ihr bislang gezeigt habt. Ich hoffe, das ist nicht alles, was Ihr zu bieten habt.« Er machte eine Pause und flüsterte beinahe: »Ihr könnt später in meinen Gemächern beweisen, dass Ihr auch über anderes Repertoire verfügt.«

Er verstand nur allzu gut, wen er mit seinen Worten nicht nur verletzte, sondern bis ins Mark beleidigte. Agnes von Loon, meine Schutzherrin, war glücklicherweise nicht mehr unter uns, doch die braven Brüder und ihr Abt saßen da, als wären sie als Lügner beim Verkünden des Wortes des Herrn bloßgestellt worden. Friedrich scherte es keinen Deut.

»Ich erwarte Euch nach der Vesper in meinen Gemächern. Ich will die andere Geschichte hören. Der gute Servatius zog durchs Heidenland. Das sind Menschen, die nicht auf Geschichten hören wollen – sie gehorchen nur dem Schwert. Ich weiß, wovon ich spreche, denn ich begegne ihnen zur Genüge in meinem Reich. Selbst in Italien sind sie nur mühsam auszurotten. Blut und Schmerz und das Gefühl des nahenden Todes bringen sie dem Herrn näher, nicht bloß das Wort. Servatius muss das gewusst haben.«

Damit durfte ich gehen.

Die Enttäuschung stand jedem ins Gesicht geschrieben. Niemand wagte, mich anzusprechen. Ich kehrte in meine Arbeitsstube zurück und hatte alle Mühe, den fast wahn-sinnig vor Sorge gewordenen Hessel zu beruhigen. Ich glaubte selbst nicht mehr daran. Das Unheil, das über die Stadt, die Kirchen und uns alle hereinbrechen konnte, war zu groß.

Wir brachten keinen Bissen hinunter. Unablässig durchforsteten wir die Manuskripte nach Erzählungen, die sowohl meine geistlichen Auftraggeber als auch diesen ungeschliffenen Schwertkämpfer zufriedenstellen konnten.

Ich hatte Ideen genug – doch wie sollte ich sie in so kurzer Zeit verwirklichen? Zum Glück war ich damals noch jung genug, um biegsam, erfinderisch und voller Tatendrang zu sein. Und wer bekommt schon je die Gelegenheit, sein Werk dem Mächtigsten des Reiches vorzutragen? Ich musste und würde diesmal Erfolg haben.

Ich wohnte der Messe in der Liebfrauenkirche bei. Die Spannung unter den Menschen war greifbar. Ich versuchte, mich zu sammeln, bat um Kraft und Inspiration – und eilte dann unverzüglich in die Gemächer des Kaisers. Selbst die Wachen vor der Tür stellten kein Hindernis dar. Jeder wusste, wer ich war und warum ich kam.

Die schwere Tür ging auf. Drinnen liefen gut zehn Kammerdiener von einer Seite des Saales zur anderen und schafften Kleider und Speisen beiseite. Höflinge in prächtig verzierten Gewändern, die bei den offiziellen Empfängen unsichtbar geblieben waren, scharten sich um den großen Mann, der im Mittelpunkt aller Aufmerksamkeit stand. Er schimpfte auf alles und jeden, und es schien, als könne niemand ihn zufriedenstellen. Als sich die Tür hinter mir schloss und ich eintrat, wurde es unheilvoll still.

# MEHR DAVON

Paul Weelen  
**Der Traum  
des  
Minnesängers**

Als Taschenbuch  
& Kindle-E-Book

Roman über  
das Leben von  
Hendrik van Veldeke

Hendrik van Veldeke (Heinrich von Veldeke) ist der erste namentlich bekannte Dichter der niederländischen Literatur. Geboren im 12. Jahrhundert in Spalbeek bei Maastricht, wirkte er in Maastricht, Kleve und Trier. Er wird als niederländischer und der deutsche Minnesänger gelobt. Am Hofe Kaiser Friedrichs II. lebte er mit seinem Werk großen Ruhms, wurde aber mit seinem Leben im Dunkeln gelassen.

Der Traum des Minnesängers gibt einen Einblick in ein Gesicht, in dem die Spuren von Liebe und seiner großen Frustration zu sehen sind.

ISBN 978-3-8442-9111-1

Der Traum des Minnesängers  
Paul Weelen  
Roman über  
das Leben von  
Hendrik van Veldeke

pinguletteria

Paul Weelen

# Der Traum des Minnesängers



Hendrik van Veldeke war der erste große Dichter des Mittelalters – doch sein wahres Leben blieb im Dunkeln. Dieser Roman gibt dem berühmten Minnesänger ein Gesicht. Begleiten Sie ihn an die Höfe der Kaiser und entdecken Sie seine Liebe, Siege und tiefsten Krisen. Inmitten des glanzvollen Hofes von Kaiser Barbarossa kämpft er nicht nur um die Macht der Worte, sondern um sein nacktes Vermächtnis. Der dramatische Raub seines Meisterwerks, der »Eneide«, stürzt ihn in eine neunjährige Odyssee der Frustration und der Suche.

Dieser spannende historische Roman über das Hochmittelalter zeichnet ein Panorama dieser Epoche im Umbruch zwischen höfischer Minne und Klerus. Entdecken Sie das Werk von Paul Weelen, der die Erinnerung an den fast vergessenen Vater der niederländischen Literatur wieder lebendig macht.





pinguletta

Paul Weelen

# Der Traum des Minnesängers

Roman über  
das Leben von  
Hendrik van Veldeke



Taschenbuch  
245 Seiten

ISBN 978-3-948063-73-3



E-Book

pinguletta

**pinguletta Verlag**

Durlacher Str. 32

75210 Keltern

Deutschland

Tel. 07236 932471

[verlag@pinguletta.de](mailto:verlag@pinguletta.de)

[www.pinguletta.de](http://www.pinguletta.de)

